



* Wiesbaden, 15. August 1907.

In Gedanken.

Einseitigkeit ist oft wie eine freundlich-ernste Einladung zum Sinnieren und Nachdenken. Im hohen, kirchenstillen deutschen Walde, wo die wetterharthen Baumriesen auf das kleine Menschenkind lächelnd herabschauen; oder auf weltberühmtem Gebirgspfade, an einer abseits vom Trabel gelegenen Strandstelle, irgendwo in einem vom Kulturhaube noch wenig berührten Naturwinkel — wie läßt sich das träumen von nahen und fernem Dingen! Die Gedanken kommen, wie von ungefähr heranzuglitzert. Zeit und Raum lösen sich auf zu wunderlichen Phantasiegebilden. Lustschlösser schweben in romantischen Höhen. Leise, holde Zukunftsmusik rauscht über der Gegenwart. Oder ist's die Vergangenheit, in die sich die Seele versenkt? Erinnerungsbilder verflärt und vertieft? Wengen sich vielleicht auch Sachen dazwischen, die nach Aerger, Kummer, Trauer, Schuld und Reue aussehen? Das Niederdrückende einer nur vom herben Zweifeln und Verzweifeln redenden Gedanken-Einseitigkeit, wie viele das schon empfunden! In den Versen Hermann Lingg's liegt sich solche Stimmung: Entmutigt sein, wenn alles hofft, wenn alles lebt, gebunden, ich kenne sie, ich hab sie oft gefühlt, die bitteren Stunden! . . . In Gedanken kann man sein — auch zu zweit. Ein Liebespaar schwärmt von Hochzeit und eigenem Heim voll trauter Beglücktheit. Oder es ist nur Lächeln und Spelen, und nur die Augen sprechen. Was mag darüber nicht alles schon vergessen und überhört worden sein, was sonst die Welt in bunter Fülle aufzuweisen hat! Und wenn einmal nach dem anderen verlangt bei zeitweiliger räumlicher Trennung, wenn die Sehnsucht riesengroß heranwächst, da spinnen sich die Gedanken immer von neuem zwischen Hoffnungs- und Sorgengefühlen ein. Manchmal ist's ganz gleich, ob einer nur für sich allein und von allen Tagesstreiben abseits weilt oder mitten unter Menschen und Arbeitsgetriebe. Auch im vollbesetzten Saale, auch auf den Straßen einer vom Verkehrslärm durchzuckten Großstadt können einem Gedanken durch Kopf und Herz flürmen, neben denen alles andere wie ein mechanisch-gleichgültiges Spiel erscheint. Allerdings, man kann plöblich, recht unsanft herausgerissen werden. Auch Leute, die am Tage wie Nachtmöbler einherhüpfen, kann das fauch u. kräftig flutende Leben der Gesamtheit nicht immer allerlei Nichtigkeit nehmen. Und da ein besonderer Topos, der ewig zerrtrente Gelehrte. Er ist fortwährend, — in Gedanken. Das heißt, die Wühlblätter heben die Geschichte arg übertrieben. Die weitaus überwiegende Mehrheit der Professoren macht durchaus nicht jenen komischen Eindruck, von dem die Wühlblätter unangenehm fasseln! Die Hauptsache wird sein, daß man seinen Gedanken nicht bei jeder beliebigen Gelegenheit die uneingeschränkte Audienz erteilt, sondern daß man sich wählt und übt, ihnen auch mal einen festen Zügel anzulegen. Das bloße Grübeln beeinträchtigt vielfach das frische, entschlossene Handeln. Der gute Wille vermag viel, und in der Regel wird's mit dem Recepte seine Nichtigkeit haben, das Hülfs in den Sack gelegt hat: Die besten Gedanken kommen während der Arbeit! . . .

* Zum Fernsprechverkehr mit Wiesbaden ist neuerdings zugelassen: Marktweidenfeld. Die Gebühr für das gewöhnliche Dreiminutengespräch beträgt 50 Pfa.

* **Wagner-Abend.** Mit der Rückkehr des Kurorchesters erscheinen auch wieder die so beliebten Komponisten-Abende in dem Programme der Furfonszette. Ein solcher (Richard Wagner-Abend) unter Leitung Afferni's findet morgen (Freitag) im Monnement statt.

* **Gartensest.** Der kaiserliche Versuch, bei den Gartensesten der Kurverwaltung abwechselnd mit den Feuerwerken besonders glänzende Illuminationen zu veranstalten, hat bei dem Fremden- und Einheimischen-Publikum überraschenden Anklang gefunden, so daß die Kurverwaltung vielseitigen Wünschen entsprechend, in das Programm des am Samstag stattfindenden Gartensestes wieder eine große Illumination aufgenommen hat. Neben dem Storchestee ist die Kapelle des kaiserlichen Pionier-Bataillons aus Mch. evanoviert.

* **Verpflichtung zur standesamtlichen Anmeldung von Sterbefällen an Feiertagen.** Ueber die Verpflichtung zur Anmeldung von Sterbefällen bei dem Standesamt an Feiertagen, enthält nachstehende Entscheidung des Straßenats des Kölner Oberlandesgerichts vom 3. August in grundsätzlich richtiger Beziehung beachtenswerte Ausführungen. Der Leiter eines Krankenhauses in Baldbrohl war wegen Uebertretung gegen die §§ 20 und 28 des Personenstandsgesetzes vom Landgericht in Bonn in der Berufungsinstanz zu einer Geldstrafe verurtheilt worden, weil er einen in dem seiner Leitung unterstehenden Krankenhaus stattgehabten Sterbefall nicht rechtzeitig, d. h. an dem darauffolgenden Werktage bei dem Standesamte angemeldet hatte, wozu er nach § 26 des genannten Gesetzes verpflichtet war. Der Angeklagte machte zu seiner Verteidigung geltend, daß der Tag, welcher dem Sterbetage folgte, ein Feiertag, nämlich der Neujahrstag gewesen sei, und er daher erst an dem diesem Feiertage nächstfolgenden Tage zur Anmeldung verpflichtet gewesen sei. Das Urtheil des Landgerichtes wurde jedoch vom Kölner Oberlandesgericht auf die vom Beklagten eingelegte Revision hin hauptsächlich mit folgender Begründung bestätigt: Zwar ist der Neujahrstag ein Feiertag, aber die Angepflichtung ruht nur an Sonntagen, nicht aber an Feiertagen, die auf einen Wochentag fallen. Hieran wird durch § 193 N. G.-G., der vorschreibt, daß Willenserklärungen, die an einem bestimmten Tage abzugeben sind, wenn dieser Tag auf einen Sonntag oder Feiertag fällt, erst am nächstfolgenden Werktage abgegeben zu werden brauchen, nichts geändert, da diese Bestimmung sich nur auf die Abgabe rechtsgeschäftlicher Willenserklärungen, nicht aber auf Anzeigen gegenüber Behörden bezieht, und die Einwirkungen des Bürgerlichen Gesetzbuches auf das Personenstandsgesetz durch Art. 46 E. G. zum N. G.-G. genau vorgeschrieben sind. Zwar versuchte der Angeklagte den Sterbefall am Neujahrstage anzumelden, dies gelang ihm aber nicht, da die Geschäftsstunden des Standesamtes an diesem Tage nur von halb 10 bis halb 11 Uhr vormittags dauerte. Der Angeklagte behauptet zu Unrecht eine Geistesverletzung, wenn er hierzu anstellt, es habe ihm zur Anmeldung des Sterbefalles der ganze Neujahrstag zur Verfügung müssen, die Beschränkung der Dienzeit auf eine Stunde sei unzulässig. Wie andere Behörden, so haben auch die Standesämter ihre Geschäftsstunden, da sie nicht Tag und Nacht geöffnet sein können. Die Regelung der Geschäftsstunden unterliegt der Anordnung der vorgesetzten Behörde. Bei dieser sind Beschwerden hinsichtlich der Zweckmäßigkeit von Diensteinrichtungen anzubringen, eine gerichtliche Nachprüfung in dieser Beziehung ist ausgeschlossen. Eine mangelnde Kenntnis der Personalien des Verstorbenen entbindet auch nicht von der Verpflichtung der rechtzeitigen Anmeldung des Sterbefalles, denn der § 50 des Personenstandsgesetzes, der die Angabe der Personalien fordert, ist nur eine sogenannte Sollvorschrift, und somit die nachträgliche Beibringung der Personalien zulässig.

* Ein fiescher Diebstahl. Ein an Vermögenheit grenzender Diebstahl am helllichten Tage wurde nach dem „Kd. N.“ am Montag mittag in einem photographischen Atelier in der Wilhelmstraße ausgeführt. Während der Laden einige Minuten ohne Kontrolle war, weil die Klingel an der Ladentür nicht funktionierte, muß der Dieb den Laden betreten haben. Er hat sich unbemerkt hinter die Theke gegeben, die Kasse geöffnet und ein Portemonnaie mit ca. 150 Mark entwendet. Mit diesem Raube hat er sich denn, ohne noch weiter etwas anzurühren, eiligst entfernt. Das gestohlene Portemonnaie war ein großes, abgetragenes, schwarzes Herrenportemonnaie. Es enthielt zwei Hundert-, zwei Fünfzig- und zwei Zwanzig-Markcheine. In dem Mittelfach befanden sich ca. 200 Mark in Gold und etwas Geld in Silber.

* **Virtus Gorty-Althoff (Abschieds-Vorstellung).** Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen! Nach diesem Wort kennzeichnen sich die Erfolge des Virtus Gorty Althoff. Immer bemüht, dem Publikum vom Besten des Besten, vom Neuen und Neuesten zu bringen, ist Herr Direktor Althoff von Anfang an ein guter Ab schluss sicher gewesen. Die heute abend 8 Uhr stattfindende Abschiedsvorstellung, zugleich Benefiz für den hier überaus beliebten Clown Armando dürfte sicher noch harten Zuspruch erfahren. Das besonders sorgfältig gewählte Abschieds-Programm von 20 Nummern wird noch vielfältig angenehme Erinnerungen erwecken. Höchst originell wird die Verteilung einer Relieforte durch Clown Armando wirken. Derselbe wird einem jeden, der seinem Benefizabend beikommt, ein Stück davon präsentieren. Diese Relieforte, von 4 Meter Durchmesser, wurde geboden von Herrn Konditor Gustav Halle, Konditorei und Café, Moritzstraße 66. Wenn man bedenkt, daß dieses Reliefum von Torte ganz kolossale Dimensionen aufweist, so kann man sagen, daß Herr Halle ein Meisterstück seiner Kunst geliefert hat. Die Torte ist heute abend von 8 Uhr an im Virtus zur Ansicht ausgelegt.

* **Automobil-Verkehr Wiesbaden—Schlangenbad.** Geſtern wurde der regelmäßige Betrieb im Automobil-Verkehr zwiſchen Wiesbaden und Schlangenbad wieder aufgenommen. Es verkehren täglich drei Automobil-Emnisse in beiden Richtungen und zwar ab Wiesbaden 11 Uhr vormittags, sowie 2 Uhr und 4 Uhr nachmittags und ab Schlangenbad 12½ Uhr, 2 Uhr 55 und 7 Uhr nachmittags.

Aus aller Welt.

Sichere Spekulation. Nachdem der Fürst von Montenegro seinem Vaterlande vor kurzem freiwillig eine konstitutionelle Verfassung gegeben hatte, hat er jetzt die *Suprjshina* nach etwa 1½-jährigen Bestehen aufgelöst. Ueber die Gründe dieser Auflösung sprach er sich etwa dahin aus: „Ach, der Zar hat seine Duma auch aufgelöst; und wenn ich das nachmache, dann freut sich Väterchen. Na, und wenn Väterchen sich freut, was weiß ich, dann pumpt er mir vielleicht wieder etwas.“ (Kloß.)

Das Ende der Hochzeitsreise. Ein eigenartiges Ende nahm, wie uns aus Newyork berichtet wird, die Hochzeitsreise eines Herrn James Hendeliff und Frau aus Paulding, Newyork. Mr. und Mrs. Hendeliff bewunderten im Zoologischen Garten zu Newyork den prachtvollen Elefanten Gunda und konnten sich an den Kunststücken des flinken Thieres nicht satt sehen. Mählich fragte die junge Frau ihren Mann: „Hast du nicht auch dein Geld gut verwahrt? Man sagt, daß Newyork von Taschendiebenwimmeln.“ James senkte seine Hand in die Tasche und brachte eine Kiste Geld zum Vorschein, die seine Reisetasche im Betrage von etwa 1100 Mark repräsentierte. Er beruhigte seine Frau und meinte, unbemerkt könne ihm niemand das Portemonnaie entreißen. Ob nun Gunda eine Heimlichkeit für unanständig hielt oder ob sie sich in ihrem Käfig allein langweilte und daher auf das Gähnen eifertigst war, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber streifte sie plötzlich ihren Nasel aus dem Gitter, griff die Gelbkrolle und schludte den kostbaren Bissen mit vernünftigem Grunzen hinunter, ohne auf die armen Hüttenwöchner Rücksicht zu nehmen. — Der Bericht schweigt, ob die Gärtnerverwaltung die Restahlenen auf tragend eine Art entschädigt hat.

Zuweilen haben Kinder
Beschwerden beim Verdauen der Milch
da diese im Magen zu schnell gerinnt.

Mondamin hat die wertvolle Eigenschaft, dieses schnelle Gerinnen zu verhindern.

Das ist einer von den Gründen, weshalb Milch und Mondamin solch ausgezeichnete Nahrung für Kinder nach dem Zahnen bilden.

Monobamin überall erhältlich in Packeten à 60, 30 u. 15 P^g.

Berliner Börse, 11. August 1907

[illegible]



Nr. 190.

Freitag, den 16. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Weißt du, Hilbe, daß ich mir darüber Gedanken mache, ob es überhaupt recht von mir ist, dich jetzt zu verlassen? Du bist doch allein und bist jetzt war ich sozusagen die Ehrendame,“ fängt sie an.

„Ach, Charlotte, darum Sorge dich nicht! Ich bedarf keiner Ehrendame, ich bin mir selbst Schutz genug, außerdem habe ich noch Richard,“ erwiderte sie ruhig.

„Richard?! Bah, den? Da hättest du guten Schutz, wenn du dich auf den verlassen wollest!“ Höhnisch, verächtlich kräuseln sich die vollen Lippen.

Ein jäher Schrecken durchzuckt Hildegard, — sollte ihre Kusine etwas wissen? Aber nein, das war nicht möglich! Vielleicht, daß er zuweilen spät nach Hause kam — mehr aber sicherlich nicht.

„Auf ihn verlassen, ist auch gar nicht nötig, denn wie ich dir schon sagte, ich bin mir selbst Schutz genug. Vielleicht wird Richard auch verreisen,“ sagt sie geküßt.

„So? Na, dann begreife ich dich nicht! Siehst du es denn nicht ein, daß es im höchsten Grade unschicklich ist, so mutterseelenallein in der Villa zu wohnen?“ höhnt Charlotta weiter.

„So ganz mutterseelenallein bin ich nicht, die Dienstmoten sind auch noch da! Onkel hatte das so bestimmt, und er wird wissen, was er tut, denn auf deine längere Anwesenheit konnte er nicht rechnen; wußte also, daß ich keine Ehrendame hatte. Wir sind eben über Vorurteile hinaus und quälen uns nicht mit konventionellen Bedenken; dir also deswegen Gedanken zu machen, ist unnötig, Charlotta!“

Frau von Meerholz sah sich abgetrumpft und war innerlich wütend. Sie hatte wohl bemerkt, daß Richard unsolide geworden war, das mußte sie Hildegard noch unter die Nase reiben. „Was ist denn das für eine plötzliche Reise, die dein Bruder vor hat?“ frug sie so nebenbei.

„Nur eine Geschäftsreise. Ich weiß nichts Näheres.“

„Eine Geschäftsreise? So-o-o?“ Sehr spöttisch gedehnt kommt das aus dem schönen Munde. „Sollte das Geschäft nicht Nebensache dabei sein? — Ich finde Richard sehr verändert und zweifle, ob ihn der Onkel jetzt eine sogenannte Geschäftsreise, wie er sie zu nennen beliebt, erlauben würde.“

„Mehr wie das! Er würde sich sogar freuen.“

„Na, na! Wir werden ja sehen, Baron von Treslow wird sicher Näheres wissen und mir schon sagen —!“ Mit bedeutungsvollem Blick sieht Charlotta in Hildegards blaßes Gesichtchen.

„Herr von Treslow ist ein Mann, der meine vollste Hochachtung besitzt; er wird dir nie etwas sagen. Du willst uns schaden, du gönnst ja weder mir noch meinem Bruder diese Stätte hier, wo wir eine Heimat fanden, du betrachtest uns als Eindringlinge! O, ich kenne deine Gesinnung, so sehr du sie mir auch zu verbergen suchst, seit jenem Abend bei Professor Rautes ist jeder Zweifel geschwunden, ist weiß, daß du uns haßt.“

Hildegard spricht ohne Erregung, ein an ihr ganz ungewohnter, trauriger, müder Ton, klingt fremd an das Ohr der

schönen Frau, welche, nun doch etwas erschreckt, einzulenkten sucht. Denn wenn sie es mit Hildegard verdarb, würde sie auch ihr Kind nicht hier lassen können, und da half es schon nichts, sie mußte ein wenig Komödie spielen, was sie ja schließlich meisterhaft verstand. Sie preßt ein paar Tränen heraus und schluchzt plötzlich laut auf.

„Hilbe, aber Hilbe! Wie kannst du mir so etwas sagen? Habe ich nicht geschwiegen? Hätte ich nicht allen Leuten sagen können, daß dein Vater im Zucht —, au, Hilbe, was fällt dir ein, du tust mir weh —!“

Hilbes Hand legt sich mit festem Druck um Charlottas Handgelenk, dann läßt sie es los und wendet sich ab.

„Run ja, ich habe doch den Leuten kein Wort gesagt; du tust aber trotzdem immer so beleidigt, ich glaube gar, du wärst imstande, einen zu erwürgen, wenn man ganz unter sich einmal davon spräche,“ klagt sie weinerlich und reißt sich das schmerzende Handgelenk.

Hilbe rührt sich nicht. Sie lehnt an einer der schlanken Veranda Säulen und starrt wie traumberoren in die Ferne. Es ist ihr, als müßte es eine Wonne sein, einmal laut, laut hinaus-schreien zu können vor Schmerz und Weh. Wie das hämmert da drinnen, wie das tobt! Und nichts, nichts darauf erwidern zu können, still die lieblosen Worte hinnehmen zu müssen, welche unennbare Qual!

Eine nahe Turmuhr schlägt die erste Stunde, es ist Essenszeit, doch sie kann jetzt unmöglich einen Bissen genießen.

Das Mädchen kommt und meldet, daß der Tisch bereit steht. Hilbe geht, ohne ein Wort zu sagen, an ihrer Kusine vorüber ins Innere des Hauses. Trinken befiehlt sie dem Mädchen, ihr eine Tasse Tee auf ihr Zimmer zu bringen, sie fühle sich nicht wohl. Die treue Lina sieht ihr nach.

„Na, wenn das nur man jut abläuft,“ murmelt sie besorgt, und nach einem giftigen Blick auf Frau von Meerholz: „Die könnte sich nu endlich ooch mal dünne machen, es scheint mich halb, als wäre die mit Schuld, daß es immer was jibt jetzt! Dat Würmchen, was dat Kurichen is, na, das läßt sie ja wolk doch hier, und dat is man jut für's Dingelchen, denn so'ne Mutter — na, ich danke, Herr Franke.“ Unter solch tief sinnigen Reflexionen stellt Lina die Suppenterrine auf die Kredenz, füllt zwei Teller mit dem dampfenden Inhalt und trägt sie an Frau von Meerholz' und Richards Platz.

Rehterer betritt eben das Speisezimmer. Als er hört, daß Hildegard sich entschuldigen läßt, nickt er mit dem Kopf. Er kann sich nicht verhehlen, daß die Abwesenheit seiner Schwester ihm sehr willkommen ist. Ihr vorwurfsvoller, sorgender Blick ist ihm unangenehm. Wohl hundertmal gelobt er sich, den Verlockungen zu widerstehen, vergebens! Kommt die Versuchung über ihn, dann ist er schwach, wie das Rohr im Winde, ein Spielball seiner Leidenschaften. Er schilt sich selbst einen elenden Zämerklappen, aber sich aufrufen und der Versuchung entziehen, das vermag er nicht. Mit Erstaunen hat er vorhin den Auftrag seines Chefs entgegengenommen. Derselbe hatte ihm eröffnet.

daß er ihn dazu außersehen habe, verschiedene Geschäfte in England abzuwickeln. Unter anderen Umständen hätte stolze Zuversicht seine Brust geschwellt, doch jetzt waren die Gefühle sehr gemischt, die er bei dieser Eröffnung empfand. Es packte ihn wohl etwas Freude, doch dämpfte der plötzlich in ihm aufsteigende Gedanke — sie wollen dich hier fort haben — dieselbe beträchtlich. Es stand bei ihm sofort fest, daß seine Schwester dahinter steckte und das war durchaus kein angenehmes Gefühl.

Baron von Treslow gegenüber ließ er sich jedoch nichts merken, sondern war sehr zuvorkommend respektvoll. Gleichwohl ahnte der Bankier doch, wie ihm zu Mute war, er war ja schließlich auch einmal jung gewesen und hatte gelegentlich über den Strang geschlagen.

Um ihm die Reise genussreicher zu machen, setzte er außerordentlich hohe Speisen fest und versprach Empfehlungen an nette Familien mitzugeben, bei welchen Richard heiterer, angenehmer Stunden gewiß sein könne.

Trotz allen diesen guten Aussichten regte sich doch ein leiser Groll in Richards Brust, und er hätte seiner Schwester vielleicht bittere Worte wegen ihrer Einmischung gesagt, obwohl er sich bewußt war, daß er ihr dadurch ein grenzenloses Unrecht zugefügt hätte.

Das Wahl verlief still, denn gerade so wie ihm schien es seiner Ausrüstung zu gehen; ein jedes war mit seinen Gedanken beschäftigt. Man genoss ein paar Wissen, ohne Geschmack daran zu finden und Lina machte ein etwas mißmutiges Gesicht, als sie die Speisen fast unberührt wieder hinaustragen mußte.

„Es dot die Möglichkeit,“ sagte sie vor sich hin, „zwei ganz gesunde Menschenlinder und keinen Appetit nicht.“

7. Kapitel.

Wenn Doktor Paulus jemals gedacht hatte, die Zeit werde ihm lang werden, ehe der Geheimrat zurückkehrte, so sah er sein Irrtum jetzt ein. Es war ihm erst, als läge sein früheres Leben mit den vielfachen Zerstörungen, die sein Studium unterbrochen hatten, weit hinter ihm. Die Anforderungen der Gegenwart ließen die Erinnerung verblassen, er lebte sich mehr und mehr ein. Zuweilen konnte sogar ein Gefühl freudigen Stolzes seine Brust schwellen, wenn er die ausgezeichneten Erfolge sah, die hier durch das Zusammenwirken der neuesten hygienischen Einrichtungen, der medizinischen Wissenschaft, wie der ausgezeichneten Pflege erzielt wurden. Überall emsiges, stilles Walten, ruhiges, planmäßiges Zueinandergreifen. Wie das seine Getriebe eines sehr kostbaren Uhrwerkes, von dessen regelmäßigem Gang das Leben unzähliger Menschen abhing, kam es ihm zuweilen vor. Die Seele dieses Ganzen aber war das zarte, schlanke Mädchen, dessen kleine Hände all die unzähligen Mädchen dirigierten, dessen klarer Geist die Behandlung jedes einzelnen Kranken sorgfältig überdachte, dessen reiches Wissen oft den Parzen ganz leise und unbefangen die Schere aus den Händen wand, mit welcher so mancher zarte Lebensfaden durchschnitten werden sollte. Reiche Früchte trug das groß angelegte Liebeswerk. Der gute Ruf der Anstalt war längst über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinausgedrungen und die Anforderungen, welche an die Arbeitskraft der Oberleitung gestellt wurden, waren nicht gering.

Zur Verwaltung der Buchführung und Korrespondenz stand Hildegard eine Sekretärin zur Seite, aber die Hauptarbeit ruhte doch auf ihren Schultern. Als der Doktor das merkte, grub sich eine tiefe Unmutsfalte zwischen seine Brauen. Er hätte ihr gern geholfen, aber sich anbieten — nein, das ließ sein unbändiger Stolz nicht zu. Er wunderte sich, daß er über manches nicht orientiert war; eigentlich war es sein gutes Recht, nach diesem und jenem, was er zu wissen wünschte, zu fragen.

Heute ist die Sprechstunde zu Ende. Im Konsultationszimmer ist er damit beschäftigt, wertvolle Instrumente in ihre Etuis zurückzulegen, während Hildegard am Schreibtisch sitzt und eifrig schreibt. Wie schnell doch die Feder übers Papier gleitet. Wie sicher muß sie sein, um ohne Besinnen, mit Gedankenlosigkeit, den vielfachen Wünschen gegenüber sofort die richtige Antwort zu finden. Aber gerade, wenn er ihr Können bewundern mußte, fühlte er den alten Kampf, die alten Vorurteile in sich erwachen. Der Trotz regte sich und ersticke alle Weichheit. Die Liebe, die an jenem Abend bei Professor Rauten, als er sie in ihrem Schmerz gesehen, so mächtig in ihm emporgelodert war, glühte wohl tief in seinem Innern weiter, konnte aber nicht über den Wall der widerstreitendsten Empfindungen hinweg, die sein Herz wie einen Panzer umgaben. Wie der Cherub mit dem Schwert stand der tiefeingewurzelte Haß gegen alles, was sich dagegen auflehnte, daneben und hielt Wacht.

Und dieses seine, blasser Gesicht blickte am Schreibtisch, um dessen herb geschlossene Lippen sich seit einiger Zeit ein leiser Schmerzenszug eingegraben hatte, verkörperte es nicht die le-

tenbige Auflehnung gegen alle Gesetze der Natur? Ein starker Geist in einem schwachen Leib — war dieses nicht die unglücklichste Disharmonie, die es geben konnte? Ein toller Gedanke blüht plötzlich in seinem Hirn auf und packt ihn mit elementarer Gewalt. Es ist so still im Zimmer. Durch die geöffneten Fenster bringt leises Vogelgezwitscher, Lindenblütenduft und heiße, bedrückende Schwüle. Dr. Paulus atmet schwer, der tolle Gedanke kehrt wieder und wieder. Ihr kühle Gelassenheit, ihre vornehme Sicherheit zu erschüttern, wäre jetzt eine Wonne für ihn. Wie, wenn er sie jetzt einfach in seine Arme nahm und den heißen Mund mit Küssen bedeckte? Wenn er ihr zeigte, daß der Mann doch immer und überall der Stärkere bleibt? Es wäre brutal von ihm, gewiß! Aber wie rasend tobt das Blut in seinen Adern, hämmern seine Pulse — er kämpft und ringt mit der erwachten Leidenschaft! Und dabei fliegt ihre Feder noch immer über das Papier, herrscht noch immer diese gefährliche Schwüle! Ein Schmerz in seiner linken Hand, den er bisher nicht achtete, wird heftiger und macht ihn sinnlos!

Da — ein heklendes Poltern und Krachen. Hildegard dreht sich um und sieht den Doktor mit zusammengepreßten Lippen und hochrotem Gesicht vor dem umgestürzten Tisch stehen. Auf der Erde liegen zerbrochene Kannen, Flaschen und Gläser im bunten Durcheinander.

„Ach! Ungeschick gewesen?“ lächelte sie ihn an.

Er atmet tief und schwer auf, seine Brust dehnt sich wie von einer ungeheuren Last befreit.

Er ist jetzt imstande, ihr in die reinen, leuchtenden Augen zu schauen. Die heißen Gedanken sind verflogen, aber er kann nicht anders, er nimmt plötzlich die kühle Mädchenhand und führt sie an seine Lippen.

Eine stumme Abbitte liegt in dieser Bewegung, ob Hildegard sie versteht? Ob plötzlich eine Ahnung von den Kämpfen dieser Leidenschaftsburchbehten Männerseele in ihr aufsteigt?

Eine leise Trauer verschleiert den leuchtenden Blick, sie wendet sich stumm ab und schließt die Fenster, als wolle sie Sonnenlust und Blumenduft, süßen Vogelsang und berückenden Sinnenzauber aus dem Arbeitsgemach verbannen.

Der Doktor aber brüht auf den Knopf der elektrischen Klingel und hilft dann dem Diener das Chaos beseitigen, das seine angebliche Ungeschicklichkeit herbeiführte. Dann, als derselbe das Zimmer verlassen hat, stellt er die Etuis in den Instrumentenschrank und wendet sich zum Gehen.

„Herr Doktor! Auf ein Wort!“ Hildegard steht neben dem Sessel am Schreibtisch; ihre Hand ruht auf der Lehne desselben, und ihm ist es, als wolle sie dadurch das leichte Zittern der schlanken Finger verbergen. Er ist so gespannt, was sie von ihm will. Um diese Zeit ist er sonst stets gegangen, während sie sich mit der Korrespondenz beschäftigte. Es liegt heute ein besonders hoher Haufen Briefe auf der grünen Tischplatte des Schreibtisches. Sie hat aber die mit der Morgenpost angelangten schon mit der Sekretärin besprochen, und wie er weiß, werden dieselben bereits von ihr beantwortet. Unwillkürlich wandern seine Augen wie in stummer Frage von ihr zu den Briefen, aber über sich selbst erschrocken, beugt er sich rasch über ein Rezept, als wenn sein Blick diesem und nicht den Briefen gegolten hätte! Ein einziges Wort, eine einzige Bitte aus diesem stolzen Munde und er ließe sich martern, foltern, aber beugen tut er sich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Rheinisch-Westf.

Handels- und Schreib-Lehranstalt.

Rheinstr. 38.

Unterrichts-Institut
für Damen u. Herren.
Vormittag, Nachmittag,
Abend-Kurse. 3881

Neuer Stenographie-Kursus.

Prospekte kostenlos.

Stur erste Lehrkräfte.



und Brillen in jeder Preislage. 4172
Genauere Bestimmung der Gläser kostenlos.
C. Hohn (Ing. C. Krieger), Optiker,
Panastraße 5.

Paragraph 299.

Humoreske von Ewald August König.

(Nachdruck verboten.)

Der Registrator Zacharias Schwefelmann hatte seit den Verrger satt. Seit Jahr und Tag war er nur auf das Wirtshaus angewiesen und daheim in seiner eigenen Wohnung hätte er es so gemütlich haben können. — Die Speisen in der Gaststube wollten ihm auch nicht mehr munden, und lehrte er abends aus dem Bierhause heim, dann fühlte er sich so einsam und verlassen, daß er hätte verzweifeln mögen. Und machte er am Sonntagmorgen Toilette, dann durfte er mit Sicherheit darauf rechnen, daß irgendwo ein Hemdknöpfchen fehlte, oder daß er in den frisch gewaschenen Strümpfen ein Loch fand, trotz des sehr namhaften Waschlöhnes, den er monatlich zahlen mußte; es war ja niemand da, der sich um seine Garderobe, noch um sein leibliches Wohl und Behe kümmerte. Und was sollte es werden, wenn er älter geworden war, oder wenn er plötzlich erkrankte?

Er durfte an diese Möglichkeit gar nicht denken, aber der Gedanke daran drängte sich ihm täglich auf, immer klarer wurde es ihm, daß eine Aenderung dringend nötig war.

Aber wie? In welcher Weise? Seine Freunde hatten ihm oft geraten, ein braves Mädchen als Gattin heimzuführen und vereint mit ihr den eigenen Herd zu gründen.

Es war keine tolle Idee, aber der Registrator zweifelte stark an der Möglichkeit ihrer Ausführung. Freilich, das nötige Mobiliar besaß er, er hatte es von seinen Eltern geerbt, und wenn es auch etwas altmodisch war, so genügte es doch in jeder Weise, und dabei konnte man ihm den Vorzug der Dauerhaftigkeit nicht absprechen. Sein Einkommen würde auch so ziemlich hingereicht haben, die Bedürfnisse einer kleinen Haushaltung zu bestreiten, überdies hatte er sich eine hübsche Summe erspart, die als ein Notpfennig für schlimme Tage betrachtet werden durfte.

Zu alt war der Registrator auch noch nicht, er befand sich in den besten Jahren, aber trotz alledem konnte er sich nicht entschließen, den Rat seiner Freunde zu befolgen. Er kannte kein junges und auch kein altes Mädchen, dem er Herz und Hand hätte anbieten können, und „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ durch die Zeitung eine Frau zu suchen, dazu gebrach es ihm auch an Mut. Seine breite Glace, die nur noch ein dünner Kranz rötlich schimmernden Haars umsäumte, seine große, unförmliche Nase und die zahllosen Sommerprossen in seinem mageren Antlitz — das waren die Klippen, an denen nach seinem Dafürhalten die Erfüllung seines Wunsches unfehlbar scheitern mußte.

Einen Korb aber mochte Herr Zacharias Schwefelmann sich nicht holen, in der kleinen Stadt wäre das sofort ruckbar geworden, und der Registrator war gegen spöttische Bemerkungen außerordentlich empfindlich. — Aber es gab einen anderen Weg, dem Verrger ein Ende zu machen; ohne sich lange zu besinnen, schlug der Registrator ihn ein: er erließ eine Annonce, in der er eine erfahrene, gefakte Haushälterin suchte.

Schon am dritten Tage hatte er seine Wahl getroffen: Frau Aurora Siebenmorgen hielt mit ihrem Koffern und Schachteln Einzug, und für den Registrator begann ein neues, gemütliches Leben, das ihm von Tag zu Tag besser gefiel.

Frau Aurora war eine schmutze, jugendliche Witwe, eine ganz vortreffliche Köchin, eine sorgsame, rastlos tätige Haushälterin und auch als Gesellschafterin anregend und unterhaltend.

Sie fügte sich willig in alle Gewohnheiten und Launen des Registrators, sie machte ihm den Aufenthalt in seiner nunmehr traulichen Wohnung so angenehm, daß er gar nicht mehr daran dachte, seine Freunde am Stammtisch aufzusuchen; und dabei verstand sie es meisterhaft, ihn an ihre Person zu fesseln und auch in vielen Dingen ihren Willen durchzusetzen.

Schon nach Ablauf des ersten Monats war sie ihm ganz unentbehrlich geworden, den Gedanken an die Möglichkeit einer Trennung hatte er jetzt nicht mehr ertragen.

Was war unter diesen Verhältnissen nun natürlicher als der Wunsch, solche Trennung unmöglich zu machen?

Aber so oft der Registrator sich auf dem Vorsatz ertappte, um die Hand der schmutzen Witwe zu werben, schüttelte er auch mißmutig das kahle Haupt. Er durfte ja nicht hoffen, daß Frau Aurora ihm das Jawort geben werde, und hatte sie ihm den Korb gestochen, so blieb ihr auch nichts anderes übrig, als sein Haus wieder zu verlassen, das bisherige gute Einvernehmen war dann für immer gestört.

Ja, wenn er noch ein reicher Mann gewesen wäre! Frau Aurora hätte ihm in diesem Fall seine Häßlichkeit gerne verziehen; wie aber die Dinge gegenwärtig lagen, fand er nicht den Mut, die entscheidende Frage an sie zu richten. Gab es denn kein Mittel, seine äußere Erscheinung etwas vorteilhafter zu gestalten?

Einen neuen Anzug nach dem modernsten Schnitt hatte Herr Zacharias Schwefelmann schon angeschafft, er kleidete ihn vortrefflich, das behauptete auch Frau Aurora; aber die Glace, die lange Nase und die Sommerprossen zeigten sich jetzt noch schärfer und deutlicher. Er versuchte es mit einer Perücke; der erste Friseur hatte sie kunstreich angefertigt, aber als er mit ihr geschmückt vor die hübsche Witwe hintrat, behauptete sie lachend, er sehe aus wie eine Vogelscheuche, und er mußte ihr leider recht geben. — Damit war es also auch nichts, und die Sommerprossen wollten trotz aller Geheimmittel ebenfalls nicht verschwinden.

Der Registrator befand sich in einer Stimmung, die ihn befähigt hätte, die ganze Menschheit zu vergiften, die teilnehmenden Fragen der Haushälterin bewogen ihn zu einer Lüge, da er nicht den Mut besaß, ihr die Wahrheit zu sagen.

Seine Tante sei erkrankt, erwiderte er, und Frau Aurora wollte nun natürlich die genauesten Einzelheiten über diese Tante erforschen. Die erste Lüge nötigte ihn zur zweiten und dritten, und dabei stieg plötzlich eine Idee in ihm auf, durch die er sich die Hand der schmutzen Witwe zu sichern gedachte.

Seine Tante sei eine reiche Frau, sagte er, und wenn sie sterbe, werde er einen namhaften Teil ihrer Hinterlassenschaft erben. Es tue ihm von Herzen leid, daß er sie nicht noch einmal vor ihrem Ende besuchen könne, aber in der jetzigen Zeit erhalte er keinen Urlaub, er dürfe nicht einmal wagen, darum zu bitten.

Frau Aurora nahm an seinem kummer herzlichen Anteil, und als er nach einigen Tagen ihr mitteilte, seine Tante sei sanft und schmerzlos hinübergegangen, gab sie ihm sofort den wohlgemeinten Rat, sich ernstlich um die Hinterlassenschaft zu kümmern und seine Erbrechte energisch wahrzunehmen.

Zacharias Schwefelmann rief sich vergnügt die Hände, für ihn unterlag es jetzt keinem Zweifel mehr, daß er das Spiel gewonnen habe, nur einige Schritte trennten ihn noch von seinem Ziele, und diese Schritte sollten so schnell wie möglich getan werden. Am nächsten Sonntage reiste der Registrator mit dem ersten Zuge ab, um sein Erbteil zu holen, eine Droschke brachte ihn spät in der Nacht wieder heim.

Zacharias Schwefelmann stieg aus, der Kutscher lud einen großen Koffer ab, nahm seinen Lohn in Empfang und fuhr fort.

Frau Aurora blickte den Registrator erwartungsvoll an. „Alles gut abgelaufen?“ fragte sie.

„Zur vollsten Zufriedenheit,“ nickte er, während er Hut und Paletot ablegte und dabei einen verstohlenen Blick in den Spiegel warf. Der Tisch war noch gedeckt, Frau Aurora, die bereits Schlafrock und Pantoffeln herbeigeholt hatte, wollte in die Küche eilen, der Registrator hielt sie zurück.

„Sie müssen mir einen Gefallen erzeigen,“ sagte er bittend, „den Kutscher wollte ich nicht darum ersuchen, man darf solchen Leuten nicht zu viel verraten, solange man ihre Ehrlichkeit nicht erprobt hat.“

Frau Aurora erklärte sich augenblicklich bereit.

„Ich finde keine Ruhe, bis der wertvolle Koffer in meinem Schlafzimmer ist,“ fuhr er fort; „wollen Sie mir helfen, ihn hineintragen?“

„Sehr gerne.“

Sie gingen hinaus und hoben den Koffer auf.
„Gütiger Himmel, wie schwer!“ sagte Frau Aurora
überrascht. „Ist das alles Metall?“

„Der größere Teil folgt in einigen Wochen nach,“
antwortete er ausweichend, und ein verschmißtes
Lächeln glitt dabei über sein hageres Gesicht, „die
Angelegenheit muß noch geordnet werden.“

„Also das hier ist noch nicht alles?“

„Bewahre, wo ich das holte, ist noch viel, viel
mehr.“

Es war für beide eine mühsame Arbeit, den
schweren Koffer ins Schlafgemach zu schleppen, hier
wurde er unter das Bett geschoben, und mit befriedig-
ter Miene kehrte Zacharias Schwefelmann ins Wohn-
zimmer zurück, um nach dieser Strapaze der Ruhe
zu pflegen und einen Imbiß zu nehmen.

Frau Aurora konnte nicht unterlassen, noch
einige neugierige Fragen über den Inhalt des schwe-
ren Koffers an ihn zu richten, er antwortete aus-
weichend, und als er bald darauf, Müdigkeit vor-
schüßend, sich in sein Schlafgemach zurückzog, hegte
sie die sichere Ueberzeugung, daß der Koffer große
Schätze bergen mußte.

Trotz alledem wollte es noch immer nicht zu einer
entscheidenden Erklärung kommen. Der Koffer stand
unter dem Bett, aber geöffnet wurde er nicht,
Schwefelmann behauptete, keine Zeit zu haben, über-
dies wollte er warten, bis die Erbschaft geordnet
und auch der Rest seines Anteils in seinem Besitz sei.

Und trotz der sichtbar wachsenden Unruhe und
Ungebuld der Frau Siebenmorgen, trotzdem sie seine
Wünsche zu erfüllen suchte, bevor er sie ausgesprochen
hatte, fand er noch immer nicht den Mut, die Frage,
die ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, an sie
zu richten. Den Frauen gegenüber war Zacharias
Schwefelmann immer eine schüchterne Natur gewesen,
ja, er konnte diese Schüchternheit auch jetzt nicht
überwinden.

Wenn er die schmutze Witwe betrachtete und als-
dann einen Blick in den Spiegel warf, dann mußte
er sich sagen, daß es töricht sei, Hoffnungen zu hegen,
und daß er nichts Besseres tun könne, als auf die
Erfüllung seines Wunsches zu verzichten.

Gab Frau Aurora ihm einen Korb, dann sah
sie sich auch genötigt, sein Haus zu verlassen, und
die alte, ungemütliche Wirtschaft begann wieder; um
keinen Preis hätte er auf die Unannehmlichkeiten eines
eigenen, gemüthlichen Hausstandes verzichten mögen.
Drum blieb es besser so, wie es war, man mußte
eine günstige Gelegenheit abwarten, um jene ent-
scheidende Frage zur Sprache zu bringen, vom Baune
durfte man sie nicht brechen; dem schweren Koffer
sollte nach einiger Zeit ein zweiter folgen, damit
Frau Aurora von dem Reichtum überzeugt würde.

So oft auch dem Registrator das entscheidende
Wort auf den Lippen schwebte, immer wieder fand er
in seiner Jaghaftigkeit Gründe und Vorwände, die ihn
abhielten, es auszusprechen.

Wieder war es Sonntag geworden, und Frau
Aurora eben zur Kirche gegangen, als Zacharias
Schwefelmann zwischen Zeitungen, die auf dem Früh-
stückstisch lagen, ein leeres Briefkuvert fand.

Statt der Adresse trug dieses Kuvert die Chiffre
M. S. Nr. 12. — Was bedeutete das? Der Brief, den
dieses Kuvert jedenfalls umschlossen hatte, war nicht
in seinen Besitz gekommen, Frau Aurora mußte ihn
empfangen haben, und die Chiffre bewies, daß er
die Antwort auf irgend ein Zeitungsge such gewesen
war.

Aber auf welches Ge such? Der Registrator holte
aus der Reitunasmappe alle Blätter heraus, mit
Fieberhaft durchslog er die Annoncen — endlich hatte
er gefunden, was er suchte.

Da stand's: „Eine Witwe, anfangs der Dreißiger,
gebildet, häuslich, von sanftem Charakter, ohne Kinder
und mit einem kleinen Vermögen, wünscht sich wieder
zu verehelichen. Ernstgemeinte, nicht anonyme Offer-
ten unter der Chiffre M. S. Nr. 12 befördert die
Expedition dieser Zeitung.“

Der Registrator strich mit der Hand über die Augen
und las die Annonce nochmals. Ein Irrtum war
nicht denkbar, M. S.: Aurora Siebenmorgen, sie suchte
einen Gatten, sie hatte bereits Offerte auf diese Annonce
erhalten.

Zacharias Schwefelmann befand sich in einer ganz
verzweifeltsten Stimmung. Was nun? Sollte er ebenfalls
sich auf dieses Ge such melden und in dieser Form die
Frage zur Entscheidung bringen?

Nimmermehr! Daß Frau Aurora ihn nicht zum
Gatten wollte, ging ja aus dem Ge suche selbst hervor,
sollte er nun auch noch durch seine „Offerte“ sich
in ihren Augen lächerlich machen?

Diesen Triumph wollte er ihr nicht gönnen, ver-
schmähte sie ihn, so sollte sie auch nicht erfahren,
daß er den Wunsch gehegt hatte, sie zur Gattin zu
begehren.

Er mußte eine andere Haushälterin suchen, aber
in diesem Augenblick war er unfähig, darüber nach-
zudenken, er konnte überhaupt keinen klaren Gedanken
fassen.

Und wie ausnehmend freundlich und liebenswürdig
Frau Aurora gerade heute war! Fühlte sie selbst
ihr Unrecht, oder wollte sie ihn allmählich auf die
bevorstehende Trennung vorbereiten? — Er hätte sich
vergiffen mögen, so wütend war er.

Einmal spielte er im Laufe des Tages auf das
Heiratsge such an, aber sie antwortete so arglos und
unbefangen, daß er ganz irre an ihr wurde.

Er kam endlich zu dem Entschluß, sie zu beobach-
ten und inzwischen den Dingen ihren Lauf zu lassen;
es war ja sehr fraglich, ob sie so bald einen Lebens-
gefährten fand, der ihren Anforderungen entsprach,
und ihr Kontrakt erlaubte ihr auch nicht, ihn plötz-
lich zu verlassen, sie mußte vier Wochen vorher
kündigen.

So scharf er aber auch beobachteten mochte, er ent-
deckte nichts, was seine Besorgnisse hätte vermehren
können. Frau Aurora blieb im Laufe dieser Woche
gleich freundlich und unbefangen, nur in den letzten
Tagen schien es ihm, als befinde sie sich in einer
nachdenklichen und etwas gedrückten Stimmung.

Weshalb fand er auch nicht den Mut, offen mit
ihr zu reden? Er hätte ja das Heiratsge such igno-
rieren und auf seine offene Frage eine ebenso offene
Antwort erlangen können!

Daran dachte er, als Frau Aurora am nächsten
Sonntag gleich nach dem Frühstück wieder zur
Kirche gegangen war. Sollte er es heute wagen? Am
Nachmittage oder gegen Abend fand sich gewiß eine
Gelegenheit dazu, mit einem kurzen „Ja“ oder „Nein“
war die Sache abgemacht, dann hatte er wenigstens
Gewißheit.

Es klopfte an, der Postbote brachte einen an
Frau Aurora Siebenmorgen adressierten Brief.

Der Blick des Registrators ruhte starr auf der
Adresse.

Was konnte dieser Brief enthalten? Hatte die
heiratslustige Witwe mit einem ihrer Verehrer einen
Briefwechsel angeknüpft?

Enthielt dieser Brief die Werbung, die seine Hoff-
nungen für immer vernichten mußte?

Zacharias Schwefelmann hatte den Brief auf den
Tisch und die Hände auf den Rücken gelegt, in Nach-
denken versunken wanderte er langsam auf und nieder.

Wie nun, wenn er dieser Werbung zuvorkam?
Wenn er den Brief zurückhielt, bis seine eigene Frage
beantwortet war?

Aber konnte des Schreiben nicht ebensowohl sich
auf andere Angelegenheiten beziehen?

Zwar hatte Frau Aurora bisher nie einen Brief
erhalten, indessen, man konnte drum doch nicht wissen
— möglich war es immerhin — aber wo sollte er Gewiß-
heit haben?

Er nahm den Brief wieder auf und betrachtete ihn
aufmerksam nach allen Seiten.

Das Kuvert war sehr nachlässig geschlossen, man
konnte es ohne die geringste Mühe öffnen.

Vielleicht konnte dies geschehen, ohne daß eine ver-
räterische Spur zurückblieb. Wer mußte dann, ob er
den Brief schon jetzt abgeben durfte, oder ob es in seinem
Interesse lag, ihn bis zur Entscheidung über die eigene
Frage zurückzubehalten?

(Schluß folgt.)